

## Die Überlieferungsgeschichtliche Methode

### Rückblick und Ausblick<sup>1</sup>

Georg Steer zum 65. Geburtstag

Der Beitrag bietet eine kritische Würdigung der ›Überlieferungsgeschichtlichen Methode‹, die seit 30 Jahren als wichtige methodische Grundlage für literaturgeschichtliche Untersuchungen und Editionen im Bereich der Mittelaltergermanistik Verwendung findet. Eine derartige Würdigung führt unweigerlich zu einer Auseinandersetzung mit den methodischen Prämissen der ›New Philology‹.

The article attempts a critical evaluation of the ›Überlieferungsgeschichtliche Methode‹, which has been an important methodological basis for studies in literary history and editions in the field of medieval German philology for the past 30 years. Such an evaluation necessarily includes a confrontation with the tenets of the ›New Philology‹.

Die teilweise hitzig geführten Auseinandersetzungen um die sogenannten ›cognitive theories‹ in den französischen und amerikanischen Geisteswissenschaften beschäftigen seit ca. 15 Jahren immer wieder auch die deutsche Mediävistik. Vor allem die von der ›New Philology‹ erhobenen Forderungen zum Umgang mit mittelalterlicher Überlieferung<sup>2</sup> sind in jüngster Zeit in verschiedenen Zusammenhängen auf entschiedene Ablehnung gestoßen.<sup>3</sup> Zu den unverzeihlichen Versäumnissen der New Philology gehöre, so einige ihrer deutschen Kritiker, daß ihre Vertreter die in den späten 60er Jahren in Würzburg entworfene ›überlieferungsgeschichtliche Methode‹ nicht zur Kenntnis genommen hätten, die wesentliche Anliegen der New Philology schon längst erfüllt habe.

---

<sup>1</sup> Leicht veränderter und erweiterter Vortrag gehalten zum 65. Geburtstag von Georg Steer an der Universität Eichstätt.

<sup>2</sup> Grundlegend: Bernard Cerquiglini: *Éloge de la variante. Histoire critique de la philologie*. Paris 1989, und die fünf Beiträge, die sich allerdings mit zum Teil sehr verschiedenen Fragestellungen befassen, in dem von Stephen G. Nichols edierten Heft von *Speculum* 65, 1 (1990). Neuerdings hat Nichols den Begriff New Philology zurückgenommen und spricht nun von »Material Philology«; vgl. S. G. N.: *Why Material Philology*. In: *ZfdPh* 116 (1997) (Sonderheft ›Philologie als Textwissenschaft. Alte und Neue Horizonte‹), S. 10–30.

<sup>3</sup> Karl Stackmann: *Neue Philologie?* In: Joachim Heinze (Hg.): *Modernes Mittelalter*. Frankfurt/M., Leipzig 1994, S. 398–427; Rüdiger Schnell: *Was ist neu an der ›New Philology‹*. In: Martin-Dietrich Gleßgen/Franz Lebsanft (Hg.): *Alte und neue Philologie*. Tübingen 1997, S. 61–95.

Dieser Vorwurf ist zweifellos berechtigt. Auch wenn die New Philology zum Teil andere Ziele verfolgt und vor allem als Reaktion auf das in den ›cognitive theories‹ problematisierte Autor- und Textverständnis zu verstehen ist, bleibt dennoch zu fragen, inwieweit der überlieferungsgeschichtliche Ansatz seit knapp 30 Jahren innerhalb der Germanistik wirklich rezipiert worden ist, und zwar gerade auch von jenen, die ihn außerhalb des engeren Würzburger Umkreises als »wegweisend« für die altgermanistische Forschung bezeichnet haben. Denn eine grundsätzlich-kritische Auseinandersetzung mit der überlieferungsgeschichtlichen Methode ist, von wenigen knappen Stellungnahmen in Rezensionen u. ä. abgesehen,<sup>4</sup> meines Wissens nicht erfolgt. Wird neuerdings auf die überlieferungsgeschichtliche Methode verwiesen, so beschränkt sich dies in der Regel auf die Editionen, die unter dieser methodischen Vorgabe entstandenen literaturwissenschaftlichen Untersuchungen werden von den deutschen Verfassern von Beiträgen zur New Philology leider ausgeblendet.<sup>5</sup>

Nicht nur deswegen erscheint mir eine kritische Würdigung, die in diesem Rahmen allerdings nur ausschnittshaft möglich ist, dringend vonnöten, da die Auseinandersetzungen mit der New Philology in diversen Sammelbänden, Bei- und Sonderheften größtenteils fast gespenstisch anmuten. Denn erst über die New Philology scheinen einige in der deutschen Mediävistik die ›Medialität‹ der Handschrift und die Besonderheit mittelalterlicher Überlieferung entdeckt zu haben, zumal in mehreren Beiträgen zur New Philology nicht einmal in einer Fußnote auf die im eigenen Fach erfolgte Methodendiskussion verwiesen wird.<sup>6</sup> Die Lektüre dieser

<sup>4</sup> Rühmliche Ausnahmen stellen etwa die Rezensionen von Helmut Lomnitzer (AfdA 118 [1989], S. 133–138) und Hans-Joachim Ziegeler (PBB 114 [1991], S. 465–482) von Werner Williams-Krapp: Die deutschen und niederländischen Legendare des Mittelalters. Studien zu ihrer Überlieferungs-, Text- und Wirkungsgeschichte (TTG 20) Tübingen 1986, dar. Eine vorzügliche Würdigung von Kurt Ruhs Konzeption liefert der Ruh-Schüler Volker Mertens: Strukturen – Texte – Textgeschichte. Zum wissenschaftlichen Werk von Kurt Ruh. In: Eckart C. Lutz (Hg.): Das Mittelalter und die Germanisten. Zur neueren Methodengeschichte der Germanischen Philologie. (Scriinium Friburgense 11) Fribourg 1998, S. 49–62. Mertens kann allerdings in diesem Rahmen die überlieferungsgeschichtlichen Arbeiten, die eine Erweiterung und Differenzierung der Ruh'schen Konzeption anstreben, nicht würdigen.

<sup>5</sup> So etwa die in Anm. 3 genannten Beiträge, in denen nur auf einige im Würzburger Umkreis entstandene Editionen kurz eingegangen wird und die Untersuchungen keine Erwähnung finden.

<sup>6</sup> Keinerlei Hinweis auf den überlieferungsgeschichtlichen Ansatz findet sich zum Beispiel in den Auseinandersetzungen mit der ›New Philology‹ von Ingrid Bennewitz: Alte »Neue« Philologie? Zur Tradition eines Diskurses. In: ZfdPh 116 (1997) (Sonderheft), S. 46–61; Peter Strohschneider: Situationen des Textes. Okkasionelle Bemerkungen zur »New Philology«, ebd., S. 62–86; Jan-Dirk Müller: Neue Altgermanistik. In: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 39 (1995), S. 445–453; J.-D. M.: Aufführung – Autor – Werk. Zu einigen blinden Stellen gegenwärtiger Diskussion. In: Nigel F. Palmer/Hans-Jochen Schiewer (Hg.): Mittelalterliche Literatur und Kunst im Spannungsfeld von Hof und Kloster. Tübingen 1999, S. 149–166. Es wäre interessant gewesen, über Müllers Wertung der forschungsgeschichtlichen Bedeutung der überliefe-

Beiträge wird über weite Strecken zum déjà-vu-Erlebnis, denn die jetzt so sorgsam beachteten Problemfelder interessierten innovative Forscher innerhalb der Germanistik bereits in den 60er (ich denke an den Kreis um Hugo Kuhn) und gehörten in den 70er Jahren zu den methodischen Grundanliegen, die man damals in programmatischen Schriften zur Diskussion stellte und denen bis heute in breit angelegten Untersuchungen und Editionen Rechnung getragen wurde und wird. Es bedurfte also – so mein Eindruck – einer in vielerlei Hinsicht fragwürdigen Herausforderung aus Frankreich und Übersee, um Teile der deutschen Altgermanistik auf Fragestellungen und Perspektiven aufmerksam zu machen, die bereits in den 70er Jahren breit diskutiert wurden.

Es ging Kurt Ruh und den Gründervätern der ›Würzburger Forschergruppe für Prosa des deutschen Mittelalters‹ (Klaus Grubmüller, Peter Johanek, Konrad Kunze, Georg Steer) (im folgenden zitiert als WFG)<sup>7</sup> in einer Zeit, in der sich vor allem die sozialgeschichtliche Methode großer Beliebtheit erfreute, beim Überlieferungsgeschichtlichen Ansatz um eine neue Sicht auf die mittelalterliche Literatur, um ein »zusätzliches Paradigma der Geschichtlichkeit von Texten« zu gewinnen, bei dem die »Eigenbewegung« der Texte reflektiert und dadurch geschichtliche Konsistenz geschaffen« werde.<sup>8</sup> Der Untersuchungsgegenstand sollte der Tradierungsprozeß der Werke im Wechselverhältnis von Verfassern, Schreibern (Druckern), Redaktoren und Publikum sein. Die Ausgangsbasis einer derartigen Untersuchung müsse eine möglichst genaue Kenntnis der diachronischen, diatopischen und diastratischen Überlieferungsdaten bilden, die es ermöglichen, Mutationen der Werke als Vorgang eines sich ›in der Rezeption‹ vollziehenden Verstehens zu interpretieren und den Prozeß mittelalterlicher Texttradierung in ein historisches Bezugsfeld zu stellen. Die Überlieferungsgeschichtliche bzw. über-

---

lieferungsgeschichtlichen Methode Näheres zu erfahren, zumal er von »einer Erschütterung philologischer Grundannahmen« spricht, die durch die New Philology »in den letzten Jahren« ausgelöst worden sei. Bemerkenswerterweise besteht seine Vergleichsfolie zu den ›modernen‹ Sichtweisen vor allem aus Vertretern strenger textkritischer Vorstellungen. Auch der Beitrag von Jens Hausteins ›Herzog Ernst‹ zwischen Synchronie und Diachronie, im ZfdPh-Sonderheft (Anm. 2), S. 115–130, basiert auf einer »Beschäftigung mit Grundannahmen der New Philology« (S. 116). Auf S. 129, Anm. 47 führt er zwar die Beiträge Kurt Ruhs zur Überlieferungsgeschichtlichen Methode an, setzt sich aber nicht weiter damit auseinander. Deshalb wird meines Erachtens nicht deutlich, inwieweit die in Überlieferungsgeschichtlichen Arbeiten häufig anzutreffenden Fragestellungen Hausteins spezifische, von der New Philology angeregte Gedanken sind.

<sup>7</sup> Klaus Grubmüller u. a.: Spätmittelalterliche Prosaforschung. DFG-Forschergruppe-Programm am Seminar für deutsche Philologie der Universität Würzburg. In: Jahrbuch für internationale Germanistik 5 (1973), S. 156–176.

<sup>8</sup> Kurt Ruh: Überlieferungsgeschichte mittelalterlicher Texte als methodischer Ansatz zu einer erweiterten Konzeption von Literaturgeschichte. In: K. R. (Hg.): Überlieferungsgeschichtliche Prosaforschung. Beiträge der Würzburger Forschergruppe zur Methode und Auswertung. (TTG 19). Tübingen 1985, S. 262–272.

lieferungskritische Edition sollte den Ergebnissen solcher Untersuchungen Rechnung tragen und die Textgeschichte in ihren wirkmächtigsten Ausformungen sichtbar machen.

Die WFG nahm 1973 die Arbeit auf, um diesen seinerzeit höchst innovativen Ansatz an drei sehr verschiedenen Texttypen zu erproben, deren wichtigste Gemeinsamkeit die überaus breite Überlieferung war: zum einen die Rechtsliteratur, speziell die *Rechtssumme* Bruder Bertholds, zum anderen die bildungsgeschichtlich und lexikologisch interessanten Vokabularien, vor allem der *Vocabularius ex quo*, und zum dritten die Legendare, bei denen man sich zunächst auf die *Elsässische Legenda aurea* konzentrierte. Die Wahl dieser Projekte erwies sich als glücklich, denn die zum Teil grundsätzlich verschiedenen Überlieferungsprofile, die unterschiedlichsten Adressaten- und Rezeptionskreise sowie die Gebrauchssituationen der Textzeugen und die völlig anders gearteten Textgeschichten führten nicht nur im Blick auf die Werke zu beachtlichem Erkenntnisgewinn, sondern sogar zu einer neuen Sicht auf die spätmittelalterliche Literaturgeschichte überhaupt.

Die innerhalb der Forschergruppe erarbeiteten beispielhaften Untersuchungen sollten bis heute Vorbild für eine Reihe von Arbeiten werden, ohne daß diese auch immer dem Anspruch einer Überlieferungs- und Textgeschichte im Sinne der Würzburger Programmatik folgten. Da ich im Gegensatz zur Rezeption der *editorischen* Konzeptionen (dazu siehe unten) starke Defizite bei der Rezeption der überlieferungs- und textgeschichtlichen *Untersuchungen* durch die Altgermanistik sehe, werde ich in diesem Beitrag deren Anspruch und Ertrag in den Vordergrund stellen.

Wegweisend für alle überlieferungsgeschichtlichen Studien war sicherlich die monumentale Arbeit Georg Steers zu Hugo Ripelins *Compendium theologiae veritatis*, einem der bedeutendsten theologischen Handbücher des Mittelalters, die als Band 2 der von der Forschergruppe initiierten Reihe ›Texte und Textgeschichte‹ (TTG) erschien.<sup>9</sup> Steers überlieferungsgeschichtliches Interesse ist hier aufs engste mit der Entwicklung und Begründung eines neuen editorischen Verfahrens verbunden. Hier wird deutlich, daß der überlieferungsgeschichtliche Ansatz von Anfang an auch Anstöße der sozialgeschichtlichen Methode rezipierte und fruchtbar machen konnte, vor allem bei der Interpretation von Textvermittlungsprozessen. Denn diese benötigen nach Steer »eine aus dem literarischen, historischen und sozialen Kontext gewonnene Interpretation, die sie unserem Verständnis ›aufschlüsselt‹«. <sup>10</sup> Diese Ziele waren freilich für die von Steer zusam-

<sup>9</sup> Georg Steer: Hugo Ripelin von Straßburg. Zur Rezeptions- und Wirkungsgeschichte des ›Compendium theologiae veritatis‹ im deutschen Spätmittelalter. (TTG 2). Tübingen 1981. Ein ähnliches methodisches Vorgehen findet sich bereits in der von Steer mitbetreuten Würzburger Dissertation von Volker Honemann: Die ›Epistola ad fratres de Monte Dei‹ des Wilhelm von Saint-Thierry. Lateinische Überlieferung und mittelalterliche Übersetzungen. (MTU 61) München 1978.

<sup>10</sup> Georg Steer (Anm. 9), S. 36.

mengetragenen knapp 600 lateinischen Handschriften und 59 Drucke wegen eines dafür vorauszusetzenden gigantischen Arbeitsaufwands nur teilweise zu verwirklichen, die Textgeschichte der lateinischen Überlieferung mußte sich auf die ältesten Textzeugen beschränken.

Es stellte sich heraus, daß ausgerechnet die Dominikaner an der Rezeption des Werks ihres Mitbruders den geringsten Anteil hatten, während es vor allem in den alten Orden sehr beliebt war. Bemerkenswert ist auch der Befund, daß das Werk im Laufe seiner Überlieferung mehreren berühmten Persönlichkeiten zugeschrieben wurde, ja daß zwei Drittel aller Handschriften das Werk anonym überliefern. Steer will diesen Befund aber nicht in einer etwaigen Gleichgültigkeit des Mittelalters im Blick auf Autorzuweisungen sehen, sondern deutet die Fülle von Zuschreibungen als dringendes Bedürfnis der Rezipienten, hinter dem Werk einen bedeutenden Verfasser zu erblicken. Bereits hier spricht Steer ein heute in der Mediävistik intensiv diskutiertes Problem sowie ein zentrales Anliegen der New Philology an, auf das ich noch zurückkommen werde.<sup>11</sup> In Steers Untersuchungen wird das realisiert, was er in einem späteren Beitrag so formulierte: »Die Textvariante wird zum Indikator des historischen Textverständnisses und der historischen Textgestalt – zusätzlich zum Besitzervermerk, zum Schreibeintrag und den Gebrauchsspuren der Handschrift«.<sup>12</sup>

Die erste aus einem Forschergruppenprojekt hervorgegangene Überlieferungsgeschichtliche Untersuchung, die Arbeit Helmut Wecks zur handschriftlichen Überlieferung von Bruder Bertholds *Rechtssumme*,<sup>13</sup> sollte jedoch nur teilweise den programmatischen Forderungen Steers gerecht werden, denn sie klammerte die Drucke und die Textgeschichte gänzlich aus. Wie beim *Compendium* bezu-

<sup>11</sup> Diese Frage beschäftigt heute vor allem die Minnesangforschung, wie sich anhand der vielen Beiträge im Tagungsband von Elisabeth Andersen u. a. (Hg.): *Autor und Autorschaft im Mittelalter*. Tübingen 1998, ablesen läßt. Ein Bedürfnis von mittelalterlichen Sammlern und Schreibern, Texte bekannten Autoren zuzuweisen, wird bei Georg Steer (Anm. 9) breit thematisiert. Vgl. auch Joachim Bumke: *Autor und Werk. Beobachtungen und Überlegungen zur höfischen Epik*, im *ZfdPh Sonderheft* (Anm. 2), S. 87–114. Bumke stellt hier fest, daß man bei der mittelalterlichen Überlieferung nur äußerst selten zwischen Autor und Redaktor unterscheiden könne, was ihn zu den Erkenntnissen führt: »Die Beachtung dieses Zusammenhangs eröffnet einen neuen [Sperrung von mir] Blick auf die Handschriftenkultur des Mittelalters [...] Handschriftenbeschreibungen gewinnen dabei eine neue Bedeutung [...] Früher war man hauptsächlich an Fragen der Datierung und Lokalisierung interessiert [...] Betrachtet man die Handschriften jedoch als Dokumente der literarischen Kultur, dann wird die Arbeit der Redaktoren wichtiger« (S. 113). Vgl. dazu das oben zur Programmatik der WFG Gesagte.

<sup>12</sup> Kurt Ruh: *Gebrauchsfunktionale Text- und Überlieferungsanalyse*. In: K. R. (Anm. 8), S. 5–36, hier S. 11.

<sup>13</sup> Helmut Weck: *Die ›Rechtssumme‹ Bruder Bertholds. Eine deutsche abecedarische Bearbeitung der ›Summa Confessorum‹ des Johannes von Freiburg. Die handschriftliche Überlieferung*. (TTG 6) Tübingen 1982.

gen die Provenienzen und Gebrauchsfunktionen der Textzeugen, daß frühere Forschungsmeinungen, die in der *Rechtssumme* wie in deren Vorlage eine reine Beichtsumme vermuteten, die verschiedenen möglichen ›Sitze im Leben‹ des Werks verkannten. Weck konnte anhand der Überlieferung demonstrieren, daß auch Aufschluß über das durchaus unfeste ›Gattungsverständnis‹ der mittelalterlichen Besitzer vor allem über die kodikologische Analyse zu gewinnen ist. Die Überlieferung zeigt, daß die *Rechtssumme* ein besonders von Laien rezipiertes Werk war, und zwar vor allem zur Benutzung in der Rechtspraxis, wie die Vielzahl von Handschriften aus dem Besitz weltlicher Richter nahelegt. Weck bezieht auch die Mitüberlieferung als wichtigen Indikator bei der Ermittlung von Gebrauchsfunktionen in seine Argumentation ein. Die vor allem juristische Mitüberlieferung der *Rechtssumme* bestätigt den von Weck aufgrund der Provenienzen gewonnenen Eindruck: Das geistliche Recht der *Rechtssumme* erscheint in Handschriften häufig neben Werken weltlichen Rechts.

Die Überlieferung belegt, daß – welche Zweckbestimmung oder welches Zielpublikum auch immer Bruder Berthold für sein Werk vorgesehen haben mag (beide Aspekte sind heute nicht mehr zu klären), die *Rechtssumme* einer Vielfalt von Interessen zu entsprechen vermochte. Hier wird klar, daß moderne Vorstellungen von einem normativen, auf den Autortext fixierten Gattungsverständnis keineswegs dem mittelalterlichen Textverständnis entsprechen müssen.

Mit den Arbeiten Steers und Wecks vor Augen versuchte ich in meiner innerhalb des Hagiographie-Projekts entstandenen Arbeit<sup>14</sup> eine Weiterentwicklung ihrer methodischen Vorgehensweise zu erreichen, und zwar anhand der damals unüberschaubar erscheinenden Prosahagiographie, die im Spätmittelalter vorwiegend in Legendaren zusammengestellt war. Die überaus große Popularität der Legendare, die zu einer standesübergreifenden Rezeption in allen Teilen des *oberlants* und des *niderlants* führte, ermöglichte eine neue Sicht auf den spätmittelalterlichen Literaturbetrieb und seine Verbreitungsdynamik. Stärker als es Steer und Weck möglich war, konnten hier die überlieferungs- und textgeschichtlichen Befunde mit geradezu unübersehbaren außerliterarischen Faktoren in Verbindung gebracht werden. So wurde zum Beispiel deutlich, daß die diversen Ordensreformbewegungen des 15. Jahrhunderts im gesamtdeutschen Raum sowie die *Devotio moderna* im niederländisch/niederdeutschen Raum zum überwiegenden Teil für die weiträumige Verbreitung von geistlicher Literatur verantwortlich waren, was sich seitdem in weiteren Untersuchungen zur geistlichen Literatur immer wieder bestätigt hat.<sup>15</sup>

Wie beim *Compendium* wiesen die textgeschichtlichen Untersuchungen der drei wichtigsten auf drei große Überlieferungslandschaften verteilten Legendare kaum textliche Unterschiede zwischen Kloster- und Laienhandschriften auf, ob-

<sup>14</sup> Werner Williams-Krapp (Anm. 4).

<sup>15</sup> Vgl. zuletzt Werner Williams-Krapp: Observanzbewegungen, monastische Spiritualität und geistliche Literatur im 15. Jh. In: IASL 20,1 (1995), S. 1–15.

wohl Werke wie etwa *Der Heiligen Leben* für die Kommunikationssituation Tischlesung in Frauenklöstern konzipiert wurden. Durch den für die mündliche Vermittlung angemessenen schlichten Erzählstil eigneten sich die Legendare in besonderem Maße für eine standesübergreifende Rezeption, ohne daß nennenswerte textliche Eingriffe vonnöten gewesen wären. Der Ablauf textgeschichtlicher Entwicklungen korrespondierte vielfach mit den durch die Ordensreformen und andere Faktoren bedingten Verbreitungswegen. Durch eine Analyse der Geschichte von Legendarcorpora ließ sich auch der Zusammenhang zwischen Überlieferung und Heiligenkult problematisieren.<sup>16</sup> Vor allem die Text-, Ausstattungs- und Corpusgeschichte der Druckauflagen lieferten ein äußerst aufschlußreiches Bild von der unerbittlichen Konkurrenz unter den Offizinen um solch absolute Bestseller, wie es die Legendare eindeutig waren: Hier findet man ein ständiges Überbieten in bezug auf Zusatzlegenden sowie die Qualität der Holz- und Kupferstiche bis hin – dies nicht uninteressant im Blick auf die Diskussionen um das mittelalterliche Autorenbewußtsein – zur Gewinnung eines berühmten Literaten – Sebastian Brant – als Scheinautor von *Der Heiligen Leben*, um Marktanteile zu erzielen.

Ein besonderes Beispiel für extreme textgeschichtliche Mutationen lieferten die Untersuchungen von Klaus Grubmüller<sup>17</sup> und dem Herausgeberteam, Bernhard Schnell, Hans-Jürgen Stahl, Erltraud Auer und Reinhard Pawis, zum *Vocabularius ex quo*.<sup>18</sup> Ursprünglich als Hilfsmittel für ›pauperes scolares‹ konzipiert, weisen die 283 Handschriften und ca. 65 Druckauflagen des ursprünglich lateinisch-deutschen Vokabulars stetige Umarbeitungen der Textgestalt im Blick auf mundartliche Anpassung der deutschen Interpretamente sowie auf variierende Gebrauchssituationen hin, und zwar bis hin »zur Zerstörung der Textidentität«.<sup>19</sup> Dies zeigt sich zum Beispiel im verblüffenden Befund,

›daß ohne Ausnahme alle entscheidenden Stationen der Textgeschichte gegen den meist ausdrücklich formulierten Zweck der Glossare gerichtet sind, nämlich handliche, elementare und deshalb zweisprachige Verständnishilfe zu bieten. Schritt für Schritt füllen sie die lateinischen Erklärungselemente, durch deren Eliminierung zum Beispiel der *Vocabularius ex quo* überhaupt erst entstanden war, wieder ein und drängen das Deutsche an den Rand, so daß ihm allenfalls noch der Status einer marginalen Zusatzinformation bleibt.«<sup>20</sup>

<sup>16</sup> Vgl. jetzt auch Werner Williams-Krapp: Kultpflege und literarische Überlieferung. Zur deutschen Hagiographie der Dominikaner im 14. und 15. Jahrhundert. In: André Schnyder u. a. (Hg.): Festschrift Karl-Ernst Geith. (GAG 632) Göppingen 1998, S. 147–173.

<sup>17</sup> Klaus Grubmüller: *Vocabularius Ex quo*. Untersuchungen zu lateinisch-deutschen Vokabularien des Spätmittelalters. (MTU 17) München 1967.

<sup>18</sup> ›*Vocabularius Ex quo*‹. Überlieferungsgeschichtliche Ausgabe. Gemeinsam mit Klaus Grubmüller hg. v. Bernhard Schnell, Hans-Jürgen Stahl, Erltraud Auer und Reinhard Pawis. 5 Bde. (TTG 22–26) Tübingen 1988–89.

<sup>19</sup> Klaus Grubmüller: *Vocabularius Ex quo*. In: <sup>2</sup>VL, Sp. 469–473, hier Sp. 471.

<sup>20</sup> Klaus Grubmüller: *teutonicum subiungitur*. Zum Erkenntniswert der Vokabularien für die Literatursituation des 15. Jahrhunderts. In: Kurt Ruh (Hg.) (Anm. 8), S. 246–261,

Dies führt Grubmüller auf die Dominanz des Lateinischen als Ausbildungssprache zurück. Die Textgeschichten der Vokabularien erweisen sich als beispielhaft für die Tradierung von fachliterarischen Texten (zum Beispiel dem medizinischen Schrifttum ähnlich), bei denen die Textgestalt grundsätzlich durch die persönlichen, lebenspraktischen Bedürfnisse der Rezipienten bestimmt wird.

Zu zeigen, daß eine genaue Überlieferungsanalyse auch bei einfachen oder nur geringfügig überlieferten Werken wichtige Erkenntnisse und Interpretationshilfen zu liefern vermag, war Ziel meines Bändchens zur Gattung ›Spiel‹ im Mittelalter.<sup>21</sup> Es stellte sich nämlich bei einer Analyse von Überlieferungsträgern und Textgestalt der traditionell und unkritisch der Gattung Spiel zugeordneten Texte heraus, daß die Mehrheit dieser Werke nicht als mögliche Textgrundlage für eine Aufführung angefertigt wurde, sondern als Lesehandschriften für die Privatlektüre bestimmt war. Daß dieser Befund grundlegende Konsequenzen für die Interpretation dieser Werke haben mußte, gerade im Blick auf ihre Textgestalt und ihre Aufführbarkeit, das heißt auf ihre Berechtigung, als Spiele zu gelten, liegt auf der Hand.

War durch die bisher besprochenen Arbeiten evident geworden, welche zentrale Bedeutung der überlieferungs- und textgeschichtlichen Analyse für die Problematisierung von Autorenezuweisungen sowie für die Ermittlung von Gebrauchsfunktionen und der möglichen mittelalterlichen ›Gattungszuordnungen‹ zukommt, so führte die äußerst materialreiche Arbeit von Barbara Fleith zu einer völligen Neubewertung eines der bedeutendsten lateinischen Werke des späten Mittelalters.<sup>22</sup> Unter den von ihr untersuchten ca. 1000 Handschriften der *Legenda aurea* des Jacobus de Voragine finden sich zum Beispiel mehrere *pecia*-Exemplare aus der Pariser Universität. Die allenthalben anzutreffende, die Forschung zu diesem Werk teilweise bis heute noch prägende Meinung, die große Popularität der *Legenda aurea* sei vor allem auf ihre Kritik- und Anspruchslosigkeit zurückzuführen, muß nach Fleiths Befunden revidiert werden, da das Werk in seinen verschiedenen Fassungen offensichtlich als *das* Standardlegendar der Gelehrtenwelt galt und als Unterrichtsgrundlage an den Universitäten diente. Zudem wurde es in sämtlichen Orden rezipiert und für die Tischlesung, den Schulunterricht, die Predigtvorbereitung u. a. m. herangezogen; von Zurückhaltung wegen mangelnder Seriosität ist in der Überlieferung jedenfalls nichts zu spüren. Im Gegenteil, die *Legenda aurea* wurde innerhalb des auf seine Gelehrtigkeit besonderen Wert legenden Dominikanerordens für den Unterricht sogar verordnet.

---

hier S. 251f. Vgl. auch Bernhard Schnell: Zur Gebrauchsfunktion spätmittelalterlicher Texte. Methoden ihrer Erschließung am Beispiel von Vokabularen. In: Niederdeutsches Wort 32 (1992), S. 29–44.

<sup>21</sup> Werner Williams-Krapp: Überlieferung und Gattung. Zur Gattung ›Spiel‹ im Mittelalter. Mit einer Edition von ›Sündenfall und Erlösung‹ aus der Berliner Hs. mgq 496. (Untersuchungen zur deutschen Literaturgeschichte 28) Tübingen 1980.

<sup>22</sup> Barbara Fleith: Studien zur Überlieferungsgeschichte der lateinischen *Legenda aurea*. (Subsidia Hagiographica 72) Bruxelles 1991.



Nachdem die oben besprochenen Arbeiten der WFG erschienen waren, sind seit etwa Mitte der 80er Jahre mehrere Überlieferungsgeschichtliche Untersuchungen außerhalb des unmittelbaren Umkreises der WFG entstanden und zumeist in den Reihen ›Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters‹ (MTU) und ›Texte und Textgeschichte‹ (TTG) veröffentlicht worden. Es ist nicht möglich, sie alle in diesem Rahmen zu würdigen, dennoch sollen einige beispielhafte Untersuchungen herausgegriffen werden.

Hier wäre zuvörderst die Arbeit des *Ex quo*-Mitherausgebers Bernhard Schnell zu Thomas Peuntners *Büchlein von der Liebhabung Gottes*,<sup>23</sup> dem neben *Erkennnis der sünd* erfolgreichsten Werk der sogenannten ›Wiener Schule‹, anzuführen. Es handelt sich beim *Büchlein*, das in 70 Handschriften und neun Drucken überliefert ist, um eine Adaptation von lateinischen Predigten des einflußreichen Wiener Theologen und Reformers Nikolaus von Dinkelsbühl. Schnell kann durch eine detaillierte Analyse der Entstehungsumstände und der Überlieferung aufzeigen, wie es durch ein enges Zusammenwirken von Universität, Hof und Reformkreisen zur weiträumigen Vermittlung von anspruchsvoller geistlicher Literatur an die *simplices* im 15. Jahrhundert kam.

Die Arbeit Hans-Jochen Schiewers zu den *Schwarzwälder Predigten*<sup>24</sup> verfolgt den textgeschichtlichen Weg einer als Musterpredigtwerk angefertigten Sammlung hin zu ihrer Verwendung als Erbauungsbuch für Klosterschwestern und Laien oder – im Falle der Heiligenpredigten – als Legendar. Bemerkenswert ist, trotz Schiewers Feststellung einer ›Mehrfachverfasserschaft‹, wie homogen Konzeption und Grundtenor der Sammlung erscheinen. Eine ähnlich musterhafte Untersuchung eines Predigtcorpus bietet die demnächst erscheinende Arbeit Kurt Otto Seidels zu den *St. Georgener Predigten*.<sup>25</sup>

Die Untersuchung Klaus Ridders zu Mandevilles *Reisen*<sup>26</sup> zeigte, daß sich vorwiegend adlige und patrizische Leser für Berichte über jene spezifische Form von Oberschichtenfrömmigkeit – das heißt die Pilgerfahrt zu weit entfernten heiligen Stätten – interessierten. Es handelt sich offenbar, wie bei der *Rechtssumme* und Konrads von Megenberg *Buch der Natur*,<sup>27</sup> um Literatur für ein besonderes Seg-

<sup>23</sup> Bernhard Schnell: Thomas Peuntner, ›Büchlein von der Liebhabung Gottes‹. Edition und Untersuchungen. (MTU 81) München 1984.

<sup>24</sup> Hans-Jochen Schiewer: ›Die Schwarzwälder Predigten‹. Entstehungs- und Überlieferungsgeschichte der Sonntags- und Heiligenpredigten. Mit einer Musteredition. (MTU 105) Tübingen 1996.

<sup>25</sup> Erscheint in der Reihe MTU. Eine aufschlußreiche Untersuchung zur Überlieferungs- und Textgeschichte eines mystischen Standardwerks liefert Kristina Freienhagen-Baumgardt: Hendrik Herps ›Spiegel der volcomenheit‹ in oberdt. Überlieferung. (Miscellanea neerlandica XVII) Leuven 1998.

<sup>26</sup> Klaus Ridder: Jean de Mandevilles ›Reisen‹. Studien zur Überlieferungsgeschichte der deutschen Übersetzung des Otto von Diemering. (MTU 99) Tübingen 1991.

<sup>27</sup> Vgl. jetzt die minutiöse Untersuchung der Überlieferungs- und Textgeschichte durch Gerold Hayer: Konrad von Megenberg, ›Das Buch der Natur‹. Untersuchungen zu seiner Text- und Überlieferungsgeschichte. (MTU 110) Tübingen 1998.

ment laikaler Leserschaft. Die häufig anzutreffende Behauptung, die Tatsache, daß uns vorwiegend Handschriften aus monastischer Provenienz überliefert sind, verfälsche das tatsächliche Bild des mittelalterlichen Literaturbetriebs im Blick auf laikale Partizipation, kann durch diese Arbeiten zweifellos relativiert werden.

Die Untersuchungen zur wichtigsten deutschen *Vitaspatrum*-Übersetzung durch Ulla Williams<sup>28</sup> ergaben ebenfalls ein verblüffendes Überlieferungsbild. Das Zentralwerk der monastischen Bewegung, ein Sammelwerk mit einer äußerst unfesten Corpus- und Textgeschichte, wurde überraschenderweise auch vielfach von Laien rezipiert, wie Besitzereinträge in Handschriften und die 14 Druckauflagen belegen. Dies mag durch den Versuch des Reformklerus im 15. Jahrhundert beeinflusst sein, eine Art ›Monastizierung der Laienwelt‹ durchzusetzen. Aber auch das Faszinosum der orientalischen Welt mit ihren kuriosen, radikalen Askesepraktiken dürfte das Interesse der Laien für dieses Werk motiviert haben.

In der umfassenden und ertragreichen Untersuchung Freimut Löser zum Melker Redaktor Lienhard Peuger<sup>29</sup> wird erstmals ein *Redaktor* zahlreicher Werke (vor allem der Werke Meister Eckharts) in den Mittelpunkt einer Untersuchung gestellt. Löser kann über eine Analyse und Interpretation von Peugers Vorgehen sogar eine Reihe bisher unbekannter Predigten sowie ein Gebet Eckharts identifizieren. Eckhart wird von Peuger ›entschärft‹, durch diverse Texteingriffe verständlicher gemacht und im Sinn einer christologisch und mariologisch orientierten Spiritualität den Melker Laienbrüdern im 15. Jahrhundert neu erschlossen.

Es konnte mir bei diesem knappen Rückblick selbstverständlich nicht darum gehen, eine Gesamtwürdigung der genannten Arbeiten oder gar einen umfassenden Überblick über die vielen anderen unter ähnlichen methodischen Prämissen erstellten Untersuchungen zu bieten, sondern es sollte nur auf einige mir besonders wichtig erscheinende und unsere Vorstellungen vom mittelalterlichen Literaturbetrieb bereichernde, ja geradezu revolutionierende Aspekte hingewiesen werden. Jedenfalls führten die Ergebnisse aller überlieferungsgeschichtlicher Arbeiten zu einem grundsätzlichen, unsere Beschäftigung mit mittelalterlicher Literatur leitenden Fazit hin: Wissenschaftliches Arbeiten mit mittelalterlichen Texten – auch und vor allem jede Interpretation, wie auch immer sie methodisch akzentuiert sein mag – setzt eine eingehende Untersuchung der Überlieferungs- und Textgeschichte voraus. Dies betrifft nicht nur die von der Forschergruppe untersuchte sogenannte ›Gebrauchsliteratur‹ (ein vielbenutzter, aber meines Erachtens irreführender Begriff<sup>30</sup>), sondern jeden mittelalterlichen Text, was wiederum impliziert, daß jede Literaturgeschichte diesen Aspekt zu berücksichtigen hätte.

<sup>28</sup> Ulla Williams: Die alemannischen ›Vitaspatrum‹. Untersuchungen und Edition. (TTG 45) Tübingen 1996.

<sup>29</sup> Freimut Löser: Meister Eckhart in Melk. Studien zum Redaktor Lienhart Peuger. Mit einer Edition des Traktats ›Von der sel wirdichait vnd aigenschafft‹. (TTG 48) Tübingen 1999.

<sup>30</sup> Der Begriff wird heute – soweit ich sehe – vorwiegend verwendet, um ›wertvolle (zumeist Vers-) Literatur‹ von ›minderwertigen‹ Prosatexten abzuheben. Warum aber

Derartiges hat Joachim Bumke vor kurzem auch im Blick auf die Epik der höfischen Zeit gefordert, indem er die Beschreibung und Interpretation der Überlieferung zur derzeit vordringlichsten Aufgabe der Forschung erhebt,<sup>31</sup> wobei er sich zumindest teilweise auch auf den Überlieferungsgeschichtlichen Ansatz beruft und ein Zusammenführen alter und neuer Fragestellungen fordert.<sup>32</sup> Allerdings wird in seinen diversen Beiträgen zu diesem Thema nicht klar, wie er sich dieses Zusammenführen konkret vorstellt. Denn eine genaue Auswertung der ›Materialität‹ von Handschriften, wie sie Bumke vornimmt, ist keineswegs eine Neuentdeckung der ›New oder Material Philologists‹.<sup>33</sup> Zudem gehen beide Ansätze von sehr unterschiedlichen theoretischen Prämissen aus. Zum Beispiel lehnt Cerquiglini gerade eines der zentralen Anliegen der Überlieferungsgeschichtlichen Methode, das Erarbeiten von Textgeschichte – was Bumke meines Erachtens in seinen Untersuchungen letztlich auch anstrebt – entschieden ab. Allein der Befund, daß das Original oder der Archetyp nicht mehr zuverlässig zu gewinnen ist und, wie in der ›Klage‹, die Überlieferung keine gut begründbare Rekonstruktion der Textgeschichte erlaubt, bedeutet nicht, daß diese bei günstigeren Überlieferungsverhältnissen nicht rekonstruierbar wäre. Wenn sich nach Bumke »der Werk-Begriff vom Original auf die Fassungen«<sup>34</sup> verschieben soll, so sehe ich hier keine Annäherung an das von Cerquiglini Gemeinte, denn letztlich will auch Bumke nicht auf textkritische Vorstellungen gänzlich verzichten.

Zu diesem Ergebnis kommt auch Peter Strohschneider in seiner Rezension von Bumkes ›Klage‹-Buch (ZfdA 127 [1998], S. 102–117), ohne jedoch explizit auf den Zusammenhang mit der Überlieferungsgeschichtlichen Methode einzugehen: »In der Sache [...] schlägt sich Bumkes Vermittlungsposition darin nieder, daß er gegenüber dem auktorial autorisierten Original bzw. dem einen Archetypus der alten Philologie wie gegenüber der offenen Vielzahl je einzelner Handschriften bei den New Philologists gewisserma-

---

etwa das versifizierte *Passional* nicht als Gebrauchstext einzustufen wäre, dagegen aber *Der Heiligen Leben*, obwohl beide Werke für eine ähnliche Gebrauchssituation geschaffen wurden (die gemeinschaftliche Tischlesung), ist nicht einzusehen. Vgl. auch den Versuch Kurt Ruhs, den Begriff ›Gebrauchsliteratur‹ auf die »pragmatische Literatur« zu begrenzen: Kurt Ruh: Poesie und Gebrauchsliteratur. In: Volker Honemann u. a. (Hg.): Poesie und Gebrauchsliteratur im deutschen Mittelalter. Würzburger Colloquium 1978. Tübingen 1979, S. 1–13. Eine wirklich überzeugende Unterscheidung vermag Ruh auch nicht zu liefern, indem er die ›Gebrauchsliteratur‹ auf die ›wissensvermittelnde Literatur‹ beschränken möchte (vgl. dazu auch Volker Mertens [Anm. 4], S. 53). Ich plädiere für einen Verzicht auf den Begriff.

<sup>31</sup> Joachim Bumke: Die vier Fassungen der ›Nibelungenklage‹. Untersuchungen zur Überlieferungsgeschichte und Textkritik der höfischen Epik im 13. Jahrhundert. (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 8 [242]) Berlin, New York 1996, S. 4.

<sup>32</sup> Ebd., S. 55.

<sup>33</sup> Eine bereits vor 17 Jahren erschienene vorbildliche Untersuchung zur ›Materialität‹ handschriftlicher Überlieferung bietet Norbert H. Ott: Rechtspraxis und Heilsgeschichte. Zu Überlieferung, Ikonographie und Gebrauchssituation des deutschen ›Beialk‹. (MTU 80) München 1983.

<sup>34</sup> Joachim Bumke (Anm. 31), S. 48.

ßen die Zwischenstufe einer begrenzten Anzahl von › Fassungen‹ stark macht. Das heißt zunächst, daß der Selbstsituierung dieses Ansatzes unverändert ein stemmatologisches – also genealogisches – Schema zugrundeliegt, welches textuelle Traditionsbildung in den Schritten vom Original/Archetypus (›alte‹ Philologie) über die Fassungen zu den Einzelhandschriften (New Philology) sortiert« (S. 114). Auch Jens Haustein macht in seiner Bumke-Rezension (ZfdPh 118 [1999], S. 442–445) auf die Widersprüchlichkeit in Bumkes Fassungsdefinition aufmerksam. Bumke müsse eigentlich auch auf die Kategorie ›Bearbeitung‹ verzichten (wie er sie auf S. 45 definiert), denn dieser Begriff impliziere eine Wertung von Überlieferung in primäre und sekundäre Textzeugen, wenn auch nicht im textkritischen Sinn. Warum Haustein aber bei Bumke eine Verbindung von traditioneller Textkritik mit den ›aktuellen Vorstellungen der New-Philology-Debatte‹ sieht, bleibt mir unklar. Zu den grundsätzlichen Forderungen der New Philology – so verstehe ich das ›Neue‹ bei Cerquiglini – gehört doch, daß eine Einordnung von Überlieferung in einen (text-)geschichtlichen Zusammenhang vollkommen abzulehnen ist. Nur weil man die Erstellung eines Stemmas als hoffnungsloses Unterfangen deklariert und deshalb (legitimerweise und notgedrungen, wie ich meine) auf das Konzept von gleichwertigen Fassungen ausweicht, ist man noch lange nicht bei einem Versuch angelangt, postmoderne Theorien mit ›philology‹ zu verbinden (New Philology), sondern lediglich bei einem praktikablen Vorschlag, wie man mit einer für uns heute unentwirrbaren Textgeschichte editorisch und interpretatorisch umgehen könnte.

Es fragt sich in Anbetracht dieser – wie gesehen – zweifellos nicht neuen Ansicht, warum es so lange brauchte, um zu einem Konsens im Blick auf die zentrale Bedeutung von Überlieferung zu gelangen. Zum einen spielte wohl die große Anziehungskraft der sozialgeschichtlichen und anderer in deren Nachfolge entwickelter Ansätze, für die die Arbeit mit Überlieferung ein völlig nebensächliches Anliegen war, von den späten 60ern bis in die späten 80er hinein eine sehr wichtige Rolle. Zum anderen lag es zweifellos auch an der Textwahl der Forschergruppe. Zwar waren die behandelten Werke bestens zur Erprobung des methodischen Ansatzes geeignet, aber sie waren weit weg vom traditionellen Werkekanon der Altgermanistik.

Die Tatsache, daß all jene, die sich mit der überlieferungsgeschichtlichen Methode befaßten, in einem vom Großteil der Altgermanistik lange ignorierten ›Biotope‹ arbeiteten, tat der Weiterentwicklung und Problematisierung des Ansatzes – wie auch der Methodendiskussion innerhalb des Faches überhaupt – nicht gut. In Rezensionen von überlieferungsgeschichtlichen Arbeiten fanden sich nur selten Ansätze zu einer grundsätzlichen Auseinandersetzung mit deren methodischen Prämissen. Zumeist fragte man dort ganz pragmatisch nach dem Sinn solch großangelegter Untersuchungen oder aufwendiger Editionen,<sup>35</sup> bisweilen wurde mit Recht bemängelt, daß die Auseinandersetzung mit dem Gehalt der untersuchten Texte zu kurz komme.<sup>36</sup> Diese Einwände hatten durchaus ihre Berechtigung, denn allzu häufig beließen es die Verfasser(innen) der Arbeiten tatsächlich bei

<sup>35</sup> Dieter Kartschoke: Rez. von Steer (Anm. 9). In: *Arbitrium* 3 (1985), S. 135–139, hier S. 139.

<sup>36</sup> Hardo Hilg: Rez. von Georg Steer (Anm. 9). In: *PBB* (Tüb.) 108 (1986), S. 289–295.

einer schematischen und bisweilen sogar unkritischen Auswertung der Überlieferungsdaten, ohne eine weiterführende Fragestellung damit zu verknüpfen oder die Ergebnisse in größere Zusammenhänge zu stellen. Doch ins Grundsätzliche ging die Kritik – soweit ich sehe – nirgends.

Dabei erscheinen mir einige zentrale Anliegen der Überlieferungsgeschichtlichen Methode nach wie vor als problematisch. Beispielsweise ist die grundsätzliche Frage nach den Grenzen der Interpretierbarkeit von Überlieferungsgeschichtlichen Daten in Verbindung mit textgeschichtlichen Befunden noch längst nicht ausdiskutiert.<sup>37</sup> Es handelt sich hierbei um ein Problemfeld, das auch die bisher nur in Ansätzen greifbare Programmatik der ›New oder Material Philology‹ betrifft. Jede einzelne Handschrift überliefert Textvarianten, die den vorläufigen Endpunkt unüberschaubarer textgeschichtlicher Prozesse darstellen. Wann Varianten tatsächlich mit dem Willen eines Schreibers oder Auftraggebers zuverlässig in Verbindung zu bringen sind, ist in der Regel nicht feststellbar. Jede Handschrift stellt letztlich die Summe der ihr vorausgehenden Änderungen am Original oder der jeweiligen Vorlage oder Vorlagen (im Falle des Vorlagenwechsels) der weiteren Abschriften – und zwar beabsichtigte oder unbeabsichtigte – sowie der eigenen, vom Schreiber der Handschrift vorgenommenen Eingriffe dar. Mit welchem Grad an Verlässlichkeit man deshalb Varianz genauer zu orten vermag, hängt in erheblichem Maße von glücklichen Umständen (Redaktorkommentaren u. ä.<sup>38</sup>) und einer gründlichen Untersuchung der Textgenealogie ab, auf die bekanntlich die New Philology verzichten will.

Als wichtige Aufgabe für Überlieferungsgeschichtliche Arbeiten bleibt die vergleichende Interpretation von Überlieferungsbildern. Es ist zum Beispiel zu fragen: Was macht die Popularität eines Werks im Verhältnis zu anderen aus der gleichen Gattung aus? Welche Segmente der Leserschaft sind als Publikum ausmachbar? Inwieweit trägt die potentielle Polyfunktionalität eines Werkes zu seiner Verbreitung bei?<sup>39</sup> Welche Rolle spielen Verfasserzuschreibungen bei der Ver-

<sup>37</sup> Eine Problematisierung dieses Aspekts bietet der Historiker Klaus Graf: Ordensreform und Literatur in Augsburg während des 15. Jahrhunderts. In: Johannes Janota/Werner Williams-Krapp (Hg.): Literarisches Leben in Augsburg während des 15. Jahrhunderts. (Studia Augustana 7). Tübingen 1995, S. 100–159; vgl. dazu meine kurze Replik in: Werner Williams-Krapp (Anm. 15), S. 1f., Anm. 2.

<sup>38</sup> Einen besonders interessanten Fall stellt die Zisterzienserin Regula in Kloster Lichtenthal bei Baden-Baden dar; vgl. zuletzt Konrad Kunze: Regulas Bearbeitung der ›Legenda aurea‹ für die Tischlesung in Kloster Lichtenthal. Werk- und wortgeschichtliche Beobachtungen. In: Anna Keck (Hg.): Festschrift Volker Schupp. Stuttgart, Leipzig, S. 84–94.

<sup>39</sup> Überraschenderweise wird die Überlieferung als möglicher Gattungsindikator von Klaus Grubmüller: Gattungskonstitution im Mittelalter. In: Nigel F. Palmer/Hans-Jochen Schiewer (Hg.), (Anm. 6), S. 193–210, nicht eigens thematisiert. Es mag zwar stimmen, daß der »Versuch, Sammlungs- und Überlieferungsgemeinschaften als Reflexe eines verborgenen Gattungsbewußtseins zu werten, [...] schnell an seine Grenzen [gerät]« – etwa bei dem von Grubmüller in den Mittelpunkt gestellten ›Märe‹ –, aber die Überlieferung muß m.E. grundsätzlich als Ausgangspunkt für derartige Fragestel-

breitung von Texten? Nicht selten kann zum Beispiel die tatsächliche oder, im Falle einer Fehlzuschreibung, vermeintliche Bedeutung eines Verfassers zu einer beachtlichen, über Jahrhunderte hinweg anhaltenden Werkverbreitung führen (so etwa beim *Parzival* bzw. dem *Jüngeren Titurel*). Auch die Förderung oder gar Ablehnung (bis hin zum Verbot) eines Werks durch die Ordensobrigkeit kann ein entscheidender Faktor bei der Interpretation von Verbreitungszahlen sein.<sup>40</sup> Stärker als bisher sollten Überlieferungszahlen als Gradmesser von Leserpräferenzen in Literaturgeschichten Berücksichtigung finden, denn sie sind ebenso interpretationsbedürftig wie die ›Materialität‹ der einzelnen Textzeugen, will man den mittelalterlichen Literaturbetrieb nicht völlig verzeichnen<sup>41</sup>

Daß die New Philology jede einzelne Handschrift in ihrer spezifischen *variance* interpretieren will, ist ein unrealistisches, ja utopisches Ziel, bei dem wiederum die Bedeutung, Aussagekraft und Interpretierbarkeit von *variance* stark überschätzt wird.<sup>42</sup> Das mag zwar noch bei schmaler Überlieferung und stark voneinander abweichender Textgestalt sehr sinnvoll und – vor allem – praktikabel sein, bei Werken mit starker Überlieferung ist dies kaum möglich und nicht einmal wünschenswert. Nach wie vor kann und – ich bin davon überzeugt –

---

lungen herangezogen werden, auch gerade im Blick auf den gebrauchssituationalen Gattungswechsel im Laufe der Texttradierung; vgl. dazu etwa Werner Williams-Krapp (Anm. 21).

<sup>40</sup> Werner Williams-Krapp (Anm. 15), S. 10–12; W. W.-K.: *Frauenmystik und Ordensreform im 15. Jahrhundert*. In: Joachim Heinzle u. a. (Hg.): *Literarische Interessenbildung im Mittelalter*. DFG Symposium 1991. Stuttgart, Weimar 1993, S. 301–313, hier S. 312.

<sup>41</sup> Überlieferungszahlen, das heißt die Zahl der Werke wie der Überlieferungsträger, als wichtige Indikatoren für unser Verständnis des mittelalterlichen Literaturbetriebs werden in der Literaturgeschichtsschreibung kaum berücksichtigt. Das scheint mir auch mit der nach wie vor verhältnismäßig geringen Begeisterung der germanistischen Mediävistik für geistliche Literatur in Verbindung zu stehen. Beispielhaft für diesen Befund erscheint mir Thomas Cramers Begründung, warum er in seiner *Geschichte der deutschen Literatur im späten Mittelalter* (München 1990) nur 67 von 431 Seiten der geistlichen Literatur (inklusive der gesamten Mystik) widmete: »die Proportionen der Beschreibung [konnten] nicht der statistischen Häufigkeit des Vorkommens einzelner Gattungen oder Themen entsprechen [...] anderenfalls hätten 90 Prozent des Umfangs der geistlichen Literatur vorbehalten werden müssen. Daß durch solche quantitative Umgewichtungen die historischen Proportionen verzeichnet werden, ist unvermeidlich« (S. 7). Wie aufschlußreich auch die Interpretation der in der Forschung als geistliche ›Gebrauchsliteratur‹ bezeichneten Werke sein kann, zeigt die innovative Arbeit von Edith Feistner: *Historische Typologie der deutschen Heiligenlegende des Mittelalters von der Mitte des 12. Jahrhunderts bis zur Reformation*. (Wissensliteratur im Mittelalter 20) Wiesbaden 1995.

<sup>42</sup> Vgl. dazu Dietmar Rieger: ›New Philology‹? Einige kritische Bemerkungen aus der Sicht eines Literaturwissenschaftlers. In: Martin-Dietrich Gleßgen/Franz Lebsanft (Hg.) (Anm. 3), S. 97–109. Meines Erachtens bietet Rieger die treffendste, auch die forschungspolitischen Aspekte in den USA berücksichtigende deutschsprachige Auseinandersetzung mit der New Philology.

wird sich die Forschung nur auf klar definierbare Redaktionen beschränken, sowohl editorisch wie interpretatorisch.

Unabhängig von den unter dem Signum der Diskurstheorien und des Postmodernismus geführten Diskussionen um die Existenz von Autor und Text für das Mittelalter, ging die WFG stets von Verfassern, Übersetzern, Kompilatoren, also Textherstellern, aus, die aber – wie etwa bei *Der Heiligen Leben* oder den *Schwarzwälder Predigten* – durchaus auch aus mehreren Personen bestanden haben können. Selbstverständlich sind der ursprüngliche Text oder Textfassungen eines Verfassers in der Regel nicht mehr zu gewinnen. Daß die Vorstellung, es habe im Mittelalter kein Autorbewußtsein gegeben, jedoch abwegig ist, haben in jüngster Zeit mehrere Beiträge aus verschiedenen Disziplinen breit dokumentiert.<sup>43</sup> Ich möchte weitergehend postulieren, daß auch die Übersetzer oder Verfasser von jenen Werken, die man unspezifisch ›Gebrauchsliteratur‹ genannt hat, ein ähnliches Bewußtsein und eine klare Verantwortung für ihr Werk empfanden, wie andere, denen man inzwischen Autorbewußtsein zubilligt. Dies zeigt sich immer wieder in Prologen u. ä., wo das Übersetzungs- oder Adaptationsverfahren reflektiert und begründet wird. Daß diese ›Autoren‹ es darauf absahen, einen ›offenen‹, für jedermann nach Bedarf abänderbaren Text zu schaffen (wie bisweilen behauptet wird), dürfte eher die sehr seltene Ausnahme gewesen sein.

Im Gegensatz zur New Philology, die unter Ablehnung der Vorstellung von Autor und Werk aber – konsequent zu Ende gedacht – in jeder Handschrift mit ihrer spezifischen *variance* wiederum einen bewußt hergestellten ›Autor-Text‹ sieht, engt sich die Programmatik der Überlieferungsgeschichtlichen Methode nicht auf die Autor- und Werkfrage (das heißt auf die Produktionsseite) ein, sondern konzentriert sich von vornherein auf das komplexe Wechselverhältnis zwischen Verfasser, Reproduzenten (Schreibern, Druckern) und Rezipienten. Es zeigte sich ja gerade in Überlieferungsgeschichtlichen Studien, daß der Autorbegriff für das Mittelalter – auch in seiner Ablehnung – nicht zu verallgemeinern, sondern stark zu differenzieren ist. Während es durchaus Verfasser gab, die ihre Texte im Blick auf eine Vielfalt der in der Gattung implizierten Gebrauchssituationen auf ›Offenheit‹ anlegten, so etwa die Hersteller von Vokabularien, gab es andererseits eine Vielzahl von Texten, vor allem im Bereich der geistlichen Literatur, die eine hohe Verbindlichkeit der Inhalte für die Rezipienten voraussetzte

<sup>43</sup> Vgl. etwa die eingehende Auseinandersetzung mit dieser Frage bei Rüdiger Schnell: ›Autor‹ und ›Werk‹ im deutschen Mittelalter. Forschungskritik und Forschungsperspektiven. In: Joachim Heinze u. a.: *Wolfram Studien XV*. Berlin 1998, S. 12–73. Vgl. auch Burghart Wachinger: Autorschaft und Überlieferung. In: Walter Haug/Burghart Wachinger (Hg.): *Autortypen*. (Fortuna vitrea 6) Tübingen 1991, S. 1–28. Wachinger verzichtet hier auf eine Auseinandersetzung mit postmodernen Theorien. Erstaunlich ist indes der Befund, daß sich im Tagungsband *Autor und Autorschaft im Mittelalter* (Anm. 11) keine Beiträge finden, die sich mit dem innerhalb der New Philology postulierten Verzicht auf Autor und Werk befassen, obwohl das Thema der Tagung dies eigentlich nahegelegt hätte.

und auf eine möglichst konservative Tradierung ihrer Texte pochte, und zwar auch bei anonymer Verfasserschaft. Es hat bisweilen den Anschein, daß die Bereitschaft bei manchen in der Forschung, auf den Autor – das ›Handlungssubjekt‹ – zu verzichten (bzw. dieses zu ›destruieren‹), zumeist von einer nicht entwirrbaren Überlieferungslage oder einer Mehrfachverfasserschaft abhängig gemacht wird.<sup>44</sup> Es dürfte aber in der Regel nicht in der Absicht mittelalterlicher Autoren gelegen haben, daß ihre Werke, wie etwa beim Minnesang, fast bis hin zur Unkenntlichkeit verstümmelt werden.<sup>45</sup>

Daß sich wiederum die Rezipienten zumeist kaum um die Verfasser der von ihnen gelesenen Werke kümmerten und daher die große Mehrheit der uns überlieferten Handschriften auf die Nennung eines Verfassers verzichtet, ist in einem Literaturbetrieb, in der es nur wenige prominente Namen gab (etwa Wolfram, Walther, Seuse, Sebastian Brant usw.), die nicht nur von absoluten Kennern als literarische Gütezeichen erkannt wurden, kaum überraschend: Wichtig waren vor allem der Inhalt des Textes und seine möglichen Gebrauchsfunktionen. Ein Beispiel: Beim Bestseller *Die 24 goldenen Harfen* des Johannes Nider, deren Überlieferungs- und Textgeschichte Margit Brand<sup>46</sup> eine eingehende Studie widmete, war der Verfasser für Rezipienten in Nürnberg, wo Nider als Prior des angesehenen Predigerkonvents, als Kanzelprediger und Reformator sehr bekannt war, von großer Bedeutung.<sup>47</sup> Dementsprechend wird ihm dort das Werk auch zugewiesen. In Augsburg, Donauwörth und anderswo, wo Nider allenfalls den *litterati* ein Begriff war, ist er für die Rezipienten der *Harfen* nur ein beliebiger Name, der nicht mehr aufgeführt werden muß. In einer Augsburger Druckauflage wird sein Werk einem Augsburger Priester zugeschrieben – wohl um das Werk innerhalb Augsburgs besser absetzen zu können –, in späteren Auflagen wird dann doch wieder Nider als Verfasser genannt. Bei der handschriftlichen Verbreitung war es aussagekräftiger und den Gehalt legitimierender, lediglich mit großem Nachdruck auf den »grossen nutz« zur »besserung des geistlichen lebens« abzuheben. Andererseits verpaßt man dem anonym überlieferten Werk *Der Heiligen Leben* ab 1502 in mehreren Druckauflagen einen zugkräftigen, den Verkauf fördernden Autor, Sebastian Brant.<sup>48</sup>

<sup>44</sup> Meines Erachtens wird in der gegenwärtigen Diskussion um die Überlieferungs- und Editionsproblematik viel zu stark von den problematischen Überlieferungskonstellationen der höfischen Literatur her verallgemeinert. Diese stellt nämlich eher die Ausnahme unter den mittelalterlichen Überlieferungsbildern dar. In der Regel lassen sich gut begründbare Handschriftengenealogien erarbeiten.

<sup>45</sup> Vgl. etwa Johannes Janota: Walther am Ende. In: Walter Haug (Hg.): *Mittelalter und frühe Neuzeit. Übergänge, Umbrüche und Neuansätze*. (Fortuna vitrea 16) Tübingen 1999, S. 78–99.

<sup>46</sup> Margit Brand: *Studien zu Johannes Niders deutschen Schriften*. (Dissertationes historicae XXIII) Rom 1998.

<sup>47</sup> Ebd., S. 63, Anm. 59.

<sup>48</sup> Werner Williams-Krapp (Anm. 4), S. 310, 312f.; W. W.-K.: *Die Heiligen und der Büch-*



Um zu begreifen, welche wichtige Rolle Autorbewußtsein und die von einem Autor befürchtete Verstümmelung seiner Aussagen durch den Tradierungsprozeß spielten, braucht man nur in Meister Eckharts Verteidigung während seines Inquisitionsprozesses nachzulesen, in der er einige der ihm zugeschriebenen dogmatischen Irrtümer auf die falsche Wiedergabe seiner deutschen Texte zurückführt. Hier erweist sich das Bestehen auf einen unverfälschten Autortext sogar im wahrensten Sinne als eine existentielle Frage. Diese Art von Bemühungen um einen korrekten Text bzw. um einen Autortext ist geradezu Programm innerhalb der *Devotio moderna*. Auch die reformierten Dominikaner verglichen ihrer Ansicht nach »verderbte« volkssprachliche Überlieferung mit deren lateinischen Quellen, etwa in der Hagiographie.<sup>49</sup> In einem Traktat *Vom Abschreiben deutscher Bücher* wird die mangelnde Bildung der Schreiber beklagt, die aus Unkenntnis »die sprache oder die synne oder die wort pessern«, dabei aber die Texte stets »pösern. Vnd also werden die puch gefelschet vnd geswechet.«<sup>50</sup> Diese Beispiele lassen sich leicht vermehren. Das heißt, daß mangelndes Interesse an der Autor-Persönlichkeit bei mittelalterlichen Rezipienten von geistlichen Texten keinesfalls mit mangelndem Bewußtsein für die »auctoritas« in Verbindung gebracht werden darf.<sup>51</sup>

Zuletzt soll nur ein kurzer Blick auf die Vielzahl der inzwischen erschienenen Überlieferungskritischen Ausgaben geworfen werden, da diese von der Forschung zumeist mehr oder weniger kritisch gewürdigt wurden. Eingehende Vorstellungen der methodischen Prämissen haben zum Beispiel Georg Steer in seinen program-

---

erabsatz. Zu den Lübecker Drucken von »Der Heiligen Leben«. In: Lübeckische Blätter 157, 3 (1992), S. 31–34 (Vortrag).

<sup>49</sup> Werner Williams-Krapp (Anm. 4), S. 180f. Zweifellos werden mittelalterliche Autoren davon ausgegangen sein, daß ihre Werke nicht völlig unverändert tradiert werden – dafür sorgte bei Autoren schon das Bewußtsein, welche Folgen Mundartunterschiede für die Werktradierung zeitigen könnten. Daß aber gewisse mittelalterliche Autoren von vornherein ihr Werk im Inhaltlichen als »offen« betrachteten, scheint mir noch nicht ausreichend belegt zu sein. Inwieweit Schreiber ihre Vorlagen als »offen« verstanden, hängt meines Erachtens zum Großteil von der perzipierten Dignität des jeweiligen Textes ab.

<sup>50</sup> Zitiert nach Wolfgang Stammer (Hg.): *Prosa der deutschen Gotik*. (Literarhistorische Bibliothek 7) Berlin 1933, S. 11.

<sup>51</sup> Man denke nur an die Vielzahl anonymer geistlicher Werke, die im Laufe ihrer Überlieferung Bernhard von Clairvaux zugeschrieben wurden; sie übertrifft bei weitem die Zahl seiner echten Schriften. Vgl. zu dieser Frage auch Jan-Dirk Müller: *Auctor – Actor – Author. Einige Anmerkungen zum Verständnis vom Autor in lateinischen Schriften des frühen und hohen Mittelalters*. In: Felix Philipp Ingold/Werner Wunderlich (Hg.): *Der Autor im Dialog. Beiträge zu Autorität und Autorschaft*. St. Gallen 1995, S. 17–31, wo allerdings der Prozeß der Überlieferung, in der sowohl Anonymisierungen als auch »falsche« Autorzuweisungen auftreten können, nicht berücksichtigt wird. Dieser Aspekt erscheint mir aber gerade bei einer Untersuchung der Gelehrtenliteratur des Mittelalters als sehr wichtig, denn nicht wenige moderne Autorzuweisungen gründen auf einer unvollständigen Kenntnis der Überlieferung.

matische Beiträgen<sup>52</sup> und Klaus Kirchert in seiner kritischen Präsentation der innerhalb der Forschergruppe entstandenen Ausgaben geliefert.<sup>53</sup> Wie eingangs erwähnt, haben die vielfach mehrbändigen und dickleibigen Editionen der WFG das Bild des überlieferungsgeschichtlichen Ansatzes innerhalb der Altgermanistik im wesentlichen geprägt.

Es sei im Blick auf New Philology daran erinnert, daß trotz aller innovatorischer Impulse den überlieferungskritischen Editionen eine im Kern textkritische Prämisse zugrunde lag und liegt. Auch in synoptisch gestalteten Mehrfassungseditionen wird der Archetyp oder Hyparchetyp mit aller Vorsicht unter Verzicht auf jede Art von Konjunktural- und Präsumptivkritik dennoch häufig angestrebt. Nur wird der Blick nicht nur zurück zum Verfasser, sondern gleichermaßen nach vorne in die wichtigsten Etappen der Textgeschichte gerichtet. Durch den Anspruch, Textgeschichte sichtbar machen zu wollen, darf der editorische Versuch einer Hierarchisierung – hier nicht im wertenden Sinn – der Überlieferung nicht umgangen werden. Zweifellos ist dies – vor allem bei der Überlieferung höfischer Literaturtypen – nicht immer möglich.<sup>54</sup>

Bei einer klar herausstellbaren Textgenese sieht die überlieferungskritische Methode konkret vor, daß die jeweilige Leithandschrift stemmatisch und, nach Möglichkeit, von ihrer Herkunft und ihrem Alter her dem ›originären‹ Text am nächsten stehen sollte, das heißt, es handelt sich um die Handschrift mit den geringsten individuellen Übermalungen, die damit in der Regel auch den Durchschnitts- oder den Vulgattext am besten repräsentiert, der aber nicht unbedingt mit der am stärksten verbreiteten Version des Textes (sprich der Druckfassung) identisch sein muß. Die Leithandschrift ist textgeschichtlich zu orten, also in ihrer Individualität herauszustellen. Die Etappen der Textgeschichte können auf eine der Überlieferung angemessene Weise präsentiert werden. Bei sehr konservativer Texttradierung, wie dies etwa bei den Legendaren der Fall ist, kann eine schlanke Edition entstehen, in der zum einen die Individualität der Leithandschrift verdeutlicht

<sup>52</sup> Georg Steer: Textgeschichtliche Edition. In: Kurt Ruh (Hg.) (Anm. 8), S. 37–52. Vgl. auch K. R.: Votum für eine überlieferungskritische Editionspraxis. In: Ludwig Hödl/Dieter Wuttke (Hg.): Probleme der Edition mittel- und neulateinischer Texte. Kolloquium der Deutschen Forschungsgemeinschaft Bonn 26.–28. Februar 1973. Boppard 1978, S. 35–40.

<sup>53</sup> Klaus Kirchert: Text und Textgeschichte. Zu überlieferungsgeschichtlichen Editionen spätmittelalterlicher Gebrauchsprosa. In: Georg Stötzel (Hg.): Germanistik – Forschungsstand und Perspektiven. Bd. 2. Berlin 1985, S. 51–71.

<sup>54</sup> Man vergleiche etwa die Untersuchungen zur Textgeschichte des *Nibelungenliedes* und der *Klage* (Helmut Brackert, Joachim Bumke) und vor allem die vielen Arbeiten zur Minnesang-Überlieferung, etwa die von Gisela Kornrumpf, Günther Schweikle und Burghart Wachinger. Vgl. jetzt Franz-Josef Holznagel: Wege in die Schriftlichkeit. Untersuchungen und Materialien zur Überlieferung der mittelhochdeutschen Lyrik. (Bibliotheca Germanica 32) Tübingen, Basel 1995, sowie Thomas Bein: »Mit fremden Pegasusen pflügen«. Untersuchungen zu Authentizitätsproblemen in mittelhochdeutscher Lyrik und Lyrikphilologie. (Philologische Studien und Quellen 150) Berlin 1998 (dort auch eine kritische Würdigung der bisherigen Forschung).

und zum anderen die Textgestalt jenes Stemma-Astes dokumentiert wird, zu dem die Leithandschrift nicht gehört.<sup>55</sup> Oder sie kann, wie im Falle der *Rechtssumme*<sup>56</sup> oder der Vokabularien,<sup>57</sup> wichtige Etappen der Textgeschichte etwa durch synoptische Edition einzelner Fassungen oder andere Darstellungsmodalitäten editorisch sichtbar machen. Mithin zwingen überlieferungskritische Ausgaben von ihrer Anlage her die Benutzer zu einer Auseinandersetzung mit dem Prozeß der Überlieferung.<sup>58</sup>

Der Gewinn, den überlieferungskritische Ausgaben – sofern sie Varianten sinnvoll aufbereiten – für die Sprachwissenschaft beizusteuern vermag, ist ebenfalls beträchtlich. Die *Ex quo*-Ausgabe bietet anhand ihrer den gesamten deutschen Sprachraum umspannenden Überlieferung »unvergleichlich günstige Bedingungen für sprachgeschichtliche, insbesondere wortgeschichtliche und sprachgeographische Untersuchungen zum 15. Jahrhundert.«<sup>59</sup> Umfangreiches Wortmaterial stellt auch der von Ulla Williams erarbeitete 3. Band der *Elsässischen Legenda aurea*-Ausgabe<sup>60</sup> bereit. Hier wird die gesamte relevante Überlieferungsvarianz des alemannischen Legendars alphabetisch geordnet dargeboten. Dazu grundsätzlich Konrad Kunze: »Mit der programmatischen Erschließung von ›Texten im Gebrauch‹ werden so auch Wege zur Erfassung historischer ›Sprache im Gebrauch‹ bereitet.«<sup>61</sup>

Der Versuch einer auf textgenetischer Grundlage geordneten Sichtbarmachung von Tradierungsprozessen scheint mir trotz der Bedenken der New Philology,

<sup>55</sup> So etwa in folgenden Editionen: Ulla Williams/Werner Williams-Krapp (Hg.): Die Elsässische Legenda aurea. Bd. 1. Das Normalcorpus. (TTG 3) Tübingen 1980; Konrad Kunze: Die Elsässische Legenda aurea. Bd. 2. Das Sondergut. (TTG 10) Tübingen 1983; Ulla Williams (Anm. 28); Margit Brand u. a. (Hg.): Der Heiligen Leben. Bd. 1. Der Sommerteil. (TTG 44) Tübingen 1996. Ruth Meyer (Hg.): Das St. Katharinentaler Schwesternbuch. Untersuchung. Edition. Kommentar. (MTU 104) Tübingen 1995. Eine Edition der *Christherre-Chronik* wird von Kurt Gärtner (Trier) mit ähnlicher Methodik vorbereitet.

<sup>56</sup> Georg Steer u. a. (Hg.): Die ›Rechtssumme‹ Bruder Bertholds. Eine deutsche abecedarische Bearbeitung der ›Summa confessorum‹ des Johannes von Freiburg. 4 Bde. (TTG 11–14) Tübingen 1987.

<sup>57</sup> *Vocabularius Ex quo*. Überlieferungsgeschichtliche Ausgabe. Gemeinsam mit Klaus Grubmüller hg. von Bernhard Schnell u. a. Bislang 5 Bde. (TTG 22–26) Tübingen 1988/89. Weitere Ausgaben des Projekts sind: *Liber ordinis rerum* (Esse-Essencia-Glossar). Hg. von Peter Schmitt. 2 Bde. (TTG 5) Tübingen 1983; *Die Vokabulare von Fritsche Closener und Jakob Twinger von Königshofen*. Überlieferungsgeschichtliche Ausgabe. In Zusammenarbeit mit Dorothea Klein hg. von Klaus Kirchert. 3 Bde. (TTG 40–42) Tübingen 1995.

<sup>58</sup> Die kontrovers aufgenommene *Lucidarius*-Ausgabe von Dagmar Gottschall/Georg Steer (Hg.), *Der deutsche ›Lucidarius‹*. Kritischer Text nach den Handschriften. (TTG 35) Tübingen 1994, kommt dagegen textkritischen Vorstellungen wieder näher.

<sup>59</sup> Klaus Grubmüller (Anm. 19), Sp. 473.

<sup>60</sup> Ulla Williams: *Die Elsässische Legenda aurea*. Bd. 3. Die lexikalische Überlieferungsvarianz. (TTG 21) Tübingen 1990.

<sup>61</sup> Konrad Kunze: *Neue Ansätze zur Erfassung spätmittelalterlicher Sprachvarianz*. In: Kurt Ruh (Hg.) (Anm. 8), S. 157–200, hier S. 199f.

die in jeder Edition eine das wahre Überlieferungsbild verfälschende Verletzung der mittelalterlichen Texttradierung inhärenten ›Textoffenheit‹ erblickt, vertretbar, ja sogar wünschenswert. Jede benutzbare Edition wird immer pragmatischen Kompromiß bedeuten, jede Wahl einer Methode zwingt den Editor, Aspekte der Überlieferungs- und Textgeschichte zugunsten einer jeweils philologisch zu begründenden Schwerpunktsetzung auszuklammern. Die von der New Philology entdeckte Liebe zur *variance* dürfte bald verblassen, wäre sie mit den ca. 400 Handschriften von Heinrich Seuses *Büchlein der ewigen Weisheit* konfrontiert, zumal erfahrungsgemäß über 90 % und mehr aller Varianten so geartet sind, daß sie allenfalls für die historische Sprachwissenschaft von Interesse sind. Auch in der höfischen Epik sowie in der Heldenepik scheint mir – von einigen wenigen Ausnahmen wie etwa der Redaktion C\* des *Nibelungenlieds* oder der divergierenden *Iwein*-Schlüsse abgesehen – die Fassungs­differenz stark überbewertet.

Die Forderung von Joachim Bumke, die Altgermanistik solle nun überlieferungskritische Ausgaben der höfischen Verswerke stärker in Betracht ziehen, scheint eine breite Akzeptanz im Fach zu finden. Ähnliches hatte ich übrigens 1987 vorgeschlagen, als ich für die Notwendigkeit einer überlieferungskritischen Ausgabe des *Welschen Gastes* plädierte.<sup>62</sup> Denn Thomasin regte aufgrund seiner beschränkten Deutschkenntnisse redaktionelle Eingriffe in sein Werk an, die er auch sehr bald bekam: »ich bin von Frîule geborn / und lâze gar âne zorn / swer âne spot mîn getiht / und mîne tiusche bezzert iht« (vv. 71–74). Die Überlieferung zeigt, daß nach Erfüllung seines Wunsches nur noch wenig Interesse am ursprünglichen Wortlaut seines Werkes bestand: 18 der 24 erhaltenen Handschriften überliefern eine starke Überarbeitung, die allerdings kaum nennenswerte inhaltliche Abweichungen aufweist.

Man hat die New Philology aufgrund ihrer übertriebenen Fixierung auf die von ihr gegeißelten ›Irrwege‹ der im 19. Jahrhundert praktizierten ›Old Philology‹ in den USA bisweilen in ›Necro-Philology‹ umgetauft und sie findet dort – soweit ich sehe – weitaus weniger Aufmerksamkeit als in der hiesigen Altgermanistik.<sup>63</sup> Dennoch könnte sie wichtige Anstöße auch für den Umgang mit der über-

<sup>62</sup> Rezension von F. W. von Kries (Hg.): Thomasin von Zerclaere, Der welsche Gast. In: PBB (Tüb.) 109 (1987), S. 449–453, hier S. 450.

<sup>63</sup> Vgl. etwa den Band: Keith Busby (Hg.): *Toward a Synthesis? Essays on the New Philology*. Amsterdam, Atlanta 1993. Die Bezeichnung »Necro-Philology« stammt aus Busbys Beitrag, *Variance and the Politics of Textual Criticism*. In: Ebd., S. 29–45, hier S. 29. Evelyn Birge Vitz (*On the Role of a Renewal of Philology in the Study of a Manuscript- and Oral-culture*. In: Ebd., S. 71–78) bezeichnet die forschungspolitische Rolle der New Philology als die eines »crucifix held up to ward off Deconstructionist or Derridian Draculas« (S. 73). Zum allgemeinen amerikanischen wissenschaftspolitischen Hintergrund der New Philology vgl. auch den teilweise recht polemischen Beitrag von Camille Paglia: *Junk Bonds and Corporate Raiders: Academe in the Hour of the Wolf*. In: *Arion* N. S. 1 (1991), S. 139–212.

lieferungsgeschichtlichen Methode und darüber hinaus liefern. Sie hat jedenfalls hierzulande ihre Verdienste, indem sie für ausreichend Aufregung gesorgt hat, um Teile der Altgermanistik zu neuen Fragestellungen anzuregen sowie auf zentrale Aspekte ihrer Wissenschaft wieder aufmerksam zu machen. Nun wäre es zu wünschen, daß man einer inzwischen bewährten Methode, die aus dem eigenen Fach hervorgegangen ist, eine ähnlich breite Aufmerksamkeit schenken und sie durch kritische Diskussion befruchten möge.<sup>64</sup>

---

<sup>64</sup> Bemerkenswerterweise wird die Methodenreflexion innerhalb der deutschen Mediävistik außerhalb der deutschsprachigen Länder kaum rezipiert. In der amerikanischen Diskussion um die New Philology wurde die neuere deutsche Forschung überhaupt nicht zu Kenntnis genommen, was man in Anbetracht des oben Gesagten den Amerikanern indes schwer vorwerfen kann. Vgl. dazu die Feststellung von Haijo Jan Westra: Die Philologie nouvelle und die Herausgabe von lateinischen Texten des Mittelalters. In: *Mittellateinisches Jahrbuch* 30 (1995), S. 81–91, der in einem Nachtrag kurz auf die Überlieferungsgeschichtliche Methode eingeht: »Die traditionsgeschichtliche oder -kritische Textausgabe-Methode [...] der Würzburger Forscher würde durch die Übersetzung ihrer programmatischen Schriften zweifelsohne eine breitere Ausstrahlung gewinnen« (S. 91).